

Anna Maria Strackerjan
Lehr- und Studienjahre einer Bildhauerin
1937 - 45
in Hamburg, Berlin, Hannover, München

Hamburg

Noch im Schutze meiner Eltern löste ich mich aus verträumten ersten Jugendjahren und begann den Weg in die Zukunft, als wir - meine Eltern, mein drei Jahre jüngerer Bruder Huno und ich - 1937 nach Hamburg zogen. Bis dahin lebten wir in einer schönen ehemaligen Residenzstadt im äussersten Nordwesten Deutschlands. Klassizistische Bürgerhäuser, ein gutes Theater, viele Gärten und grosse, uralte Bäume zeichneten diese liebenswerte Stadt (*Oldenburg*) aus.

Zuerst musste nun geklärt werden, welche Berufslaufbahn ich einschlagen sollte. Schon während der Schulzeit wünschte ich mir, Malerei zu studieren - doch rieten mir meine Eltern vorerst zu einem Beruf, der mich würde ernähren können. Da mir neben der Kunst die Literatur am meisten am Herzen lag, entschied ich mich für den Buchhandel.

Ich hatte das Glück, eine Lehrstelle in der sehr bekannten und exklusiven Buchhandlung Kurt Saucke (1895-1970, *diese Buchhandlung gibt es noch heute, sie befindet sich in der Hamburger Paulstrasse*) in der Bergstrasse zu bekommen. Das dunkle, schmale Haus fiel ins Auge durch seine dezent dekorierten Schaufenster. Ebenso war der Stil im Innern. Es gab keine aufdringliche Zurschaustellung der Bestseller, denn die beliebtesten dieser Art, umfangreiche amerikanische Romane führten wir nicht - auf Verlangen borgten wir sie beim Buchhandel auf der gegenüberliegenden Strassenseite, die ein anderes Image hatte. In unserem Geschäft herrschte die gewisse Atmosphäre für Bibliophile, die in Ruhe und Musse stöbern wollten. Den Kunden des Hauses wurden Leseabende der Dichter geboten, die in den Rahmen passten - besonders für Angehörige des Ludwig Klages-Kreises.

Kurt Sauke gab in jedem Jahr im Eigenverlag einen schmalen, erlesenen Band heraus in feinsten Buchgestaltung. Unter anderem die "Philosophischen Briefe" von Schiller, "Liebesgedichte der Romantiker", "Carus - Briefe". Wir Angestellten erhielten durch seine Frau, die Germanistik studiert hatte, Unterricht in Literaturgeschichte in der Bibliothek seines Hauses in der Johnsallee. Auch gab es dort Abende für uns bei Wein und Kerzenschein, die jeweils einem Lyriker gewidmet waren. Es war uns erlaubt, jedes Buch, das wir zu lesen wünschten, mit nach Hause zu nehmen, und ich entdeckte dabei meine besondere Liebe für die russische Literatur und französische Lyrik des 19. Jahrhunderts. Jemand hat einmal gesagt, die Gestalten Dostojewskys seien noch wie die freien, grossen Vögel der Wildnis, während wir zu Haushühnern gezähmt seien. Dostojewsky bekam grossen Einfluss auf mich - Hermann Hesse warnte bereits nach dem ersten Weltkrieg in seinen "Betrachtungen" die europäische Jugend vor dieser Verführung, weil wir im Westen nicht mehr über die Kraft des Ostens verfügen und daran scheitern, wenn wir so sein möchten wie sie.

Mein bescheidenes Lehrlingsverdienst wurde mir niemals ausgezahlt, weil ich mir damit meine Bibliothek zusammenkaufte. Ich musste täglich die neu eingetroffenen Bücher auspacken, dabei geriet ich in eine wahre Sammelwut.

Nach einigen Monaten wurde mein Vater als Fregattenkapitän an das Kriegsministerium nach Berlin versetzt. Während meine Eltern und mein Bruder dorthin zogen, musste ich meiner eben begonnenen Ausbildung wegen allein in Hamburg bleiben und bezog mein erstes möbliertes Zimmer. Ich geriet in das kultivierte Haus am Loogestieg, das Frau Alice Sauerlandt (1880-1972), ihre zwei Töchter und ein Sohn bewohnten. Alice Sauerlandt war Schülerin von Käthe Kollwitz gewesen und die Witwe des Kunsthistorikers und Direktors des Kunst- und Gewerbemuseums in Hamburg. Dr. Max Sauerlandt (1880-1934) war ein leidenschaftlicher Förderer des Expressionismus gewesen. Als Hitler sein Lebenswerk zunichte machte, nahm er sich das Leben. Zum ersten Mal wurde mir dort der Despotismus der Nationalsozialisten bewusst, die Freiheit der Künste zu unterjochen.

An den Wänden hingen grosse Bilder von Emil Nolde, der ein Freund der Familie war und den ich dort persönlich kennenlernen konnte, er war ein schlanker weisshaariger Herr. In den Räumen umgaben mich Plastiken von Lehmbruck und Wolff. Äusserst harmonisch wirkte die Anordnung antiker und moderner Möbel - letztere vorwiegend im Bauhausstil - ebenso wie Gebrauchsgegenstände. Abends sassen wir alle zum Essen um den grossen ovalen Mahagonytisch. Mit meinen erst 18 Jahren wurde ich zu einer faszinierten Zuhörerin der interessanten und lehrreichen Gespräche.

Was mir an Hamburg so gut gefiel war die durch die Binnen- und Aussenalster im Zentrum der Stadt erzeugte heitere Atmosphäre. Die darauf fahrenden Fährdampfer, die Segelboote, die Möwen ergaben mit den Wellen ein Bild flimmernder Bewegung in grau, silber und weiss. Bleibende Eindrücke dieser Zeit waren Theaterabende mit Gründgens ("Hamlet" in sehr manierierter Sprache und tänzerischen Gesten von Harald Kreuzberg beeinflusst), Tanzabende der Mary Wigman und ihrer Schule: Der Palucca, Harald Kreuzberg, die mir sehr viel mehr gefielen als die Ballettabende in der Oper. Diese Ausdruckskraft in den rhythmischen Bewegungen, die fließenden oder strengen Gewänder, beeindruckten mich tief. Sie waren den modernen Skulpturen (Barlach, Lehmbruck) sehr ähnlich. Ich hörte Konzerte von Elly Ney, Walter Giesecking, Edwin Fischer. Ich war offen für alles, was meine künstlerische Neugier erregen konnte.

Zweimal die Woche ging ich abends in die Tanzkurse der Wigmanschule, die von ihrem Schüler Herrn Hubertus geleitet wurde. Jede Schülerin musste nach anfänglicher anstrengender Gymnastik den zweiten Teil des Abends mit eigenen rhythmischen Tänzen gestalten. Es war eine Fortsetzung meiner seit dem 4. Lebensjahr betriebenen Gymnastik und Tanzkurse. Das daraus sich entwickelnde sichere Gefühl für Rhythmus, Raum und Körper kam meiner späteren Bildhauerei sehr zugute.

Mein Vetter Ludwig nahm mich mit zu Geselligkeiten des vornehmen Hamburger Ruderclubs. Sie waren nicht ganz das, was ich mir wünschte, denn die meisten waren junge Kaufleute, die andere Interessen hatten als ich, aber Tanz, Flirt und Spass waren dort reichlich zu finden und darauf kam es in diesem Alter vor allem an.

Ich fühlte mich damals in jeder Hinsicht bevorzugt gegenüber meinen Altersgenossinnen, die den Arbeitsdienst irgendwo auf dem Lande abzuleisten hatten, fern von jeder Kultur. Da ich bereits im Berufsleben stand, war ich von dieser Pflicht befreit.

Ich bekam Sehnsucht nach Berlin, wo mein junger Freund Victor lebte. Auch war ich des Alleinseins ohne meine Familie müde. Ich bat Herrn Saucke, mich nach Abschluss des ersten Lehrjahres dorthin gehen zu lassen. Er wollte nur unter der Bedingung seine Zustimmung geben, dass ich in Berlin in einer ihm adäquaten Buchhandlung weiterarbeiten würde, wo meine bisherige Ausbildung entsprechend gewürdigt werden

könne. Er schrieb ein Empfehlungsschreiben an den Buchhändler Buchholz in der Leipzigerstrasse, der ausser der Buchhandlung auch eine moderne Galerie besass und Filialen im Ausland.

In den Weihnachtsferien fuhr ich nach Berlin und stellte mich Herrn Buchholz vor. In seiner Galerie zeigte er gerade eine Ausstellung des Bildhauers Blumenthal (1905-1942), der mir unbekannt war und mir ausserordentlich gefiel. Seine archaisch gebauten Gestalten wichen weit ab von dem damals herrschenden Schönheitsbegriff. Er ist im letzten Krieg gefallen. Wir sind durch diesen Verlust um einen grossen deutschen Bildhauer ärmer geworden.

Herr Buchholz bedauerte, dass er gerade vorher einen neuen Lehrling eingestellt hatte. Er vertröstete mich auf ein Jahr später. Ich aber wollte so bald als möglich nach Berlin übersiedeln und so machte ich mich selbst auf die Suche nach einer geeigneten Buchhandlung und wurde für den ersten April 1938 in der Buchhandlung Hugo Rother in der Potsdamerstrasse angestellt.

Berlin

Wir wohnten in Berlin-Lichterfelde West. Ich musste täglich bis zum Potsdamer Bahnhof und zurück zwei Stunden Fahrt rechnen. Dabei konnte ich die Bestseller lesen, über die ich bestens informiert zu sein hatte. Es war vor allem eine evangelische Buchhandlung. Unter dem Ladentisch verkauften wir verbotene evangelische Schriften der Bekenntniskirche, u.a. von Pastor Niemöller. Meine beiden Chefs, Gustav und Johannes Warneck, hatten auch einen Verlag für Belletristik.

Im Urlaub lernte ich den florentiner Bildhauer Oscar Gallo (1909-1994) kennen. Während seines Studienaufenthaltes in Berlin ging er täglich in meiner Mittagspause mit mir in die Museen. Er erklärte mir die Kunst der Griechen, Etrusker und der Römer, besonders die Verschiedenartigkeit in der Auffassung ihrer Bildnisgestaltung: die Griechen idealisierten, wogegen die Etrusker und mehr noch die Römer Realisten waren.

Durch seinen Einfluss begann meine erste Begeisterung für die Bildhauerei. Ich lernte viel durch ihn. Er war Professor an der Kunstakademie in Florenz und viele seiner Werke befinden sich in italienischen Museen und Sammlungen. Er war ein sehr guter Portraitist. Seine Portraits reihten sich mühelos ein in die grosse Tradition der italienischen Bildnisse der Vergangenheit. Er bestärkte mich in meinem Wunsch, Bildhauerin zu werden.

Ich war damals 19 Jahre alt, er war 29. Aber dadurch, dass er einen dunklen Vollbart trug, wirkte er auf mich um vieles älter. Er umgab mich mit zärtlicher Fürsorge und Verehrung. Ihm als seine Frau nach Italien zu folgen, wie es sein Wunsch war, schien mir damals ein zu grosses Wagnis zu sein.

Und ich liebte ja einen anderen.

Wie glücklich war ich, in Berlin zu sein, das mich begeisterte seit dem Tage, als ich mit 15 Jahren zum ersten Mal dorthin fahren durfte, um meinen jungen Freund und seine Mutter zu besuchen. Ich hatte Victor 1933 auf der Insel Langeoog kennengelernt. Wir schrieben uns in den ersten Jahren mehrmals in der Woche. Er war ein Jahr älter als ich, schien mir aber mit seinen 15 Jahren schon fast erwachsen zu sein. Ich wurde seine eifrige Schülerin in Kunst und Literatur. All mein Suchen und meine Neugier in dieser Richtung fanden in ihm den geeigneten Lehrer und Anreger, und im Jahr 1934 erlaubten mir meine

grosszügigen Eltern meine erste Bildungsreise zu ihm nach Berlin. Sie wurde richtungsweisend für meine Zukunft. Diese ersten Eindrücke in der modernen lebenssprühenden Grossstadt schafften in mir das Fundament einer mutigen Lebensbereitschaft und Aufgeschlossenheit.

Durch Victor und seinen Kreis habe ich den kritischen Abstand zur damaligen politischen Szene bekommen - durch ihre geistige Einstellung zu Literatur und Kunst. Wir besuchten oft das Kronprinzenpalais, dessen Kunstwerke zum grossen Teil in naher Zukunft von Hitler als entartet und ins Ausland verkauft werden sollten. Ich sah die Expressionisten, die Brücke-Maler Schmidt-Rottluff, Pechstein, Heckel und Kirchner, die Blauen Reiter-Maler, Franz Marc, dessen "Turm der blauen Pferde" wir liebten, August Macke, Kandinsky, Jawlensky, Klee, Kokoschka, George Gross und viele, viele mehr, alles Künstler, die bis nach dem Krieg nirgends mehr zu sehen waren.

Wir lasen uns Rainer Maria Rilkes "Cornet" vor, die Gedichte von ihm und Trakl, Hugo von Hoffmannsthal und Herrmann Hesse. Wir lasen sehr viel in Rilkes Briefen, einer ganz und gar anderen Welt, als die, die uns umgab. Das alles begründete die Kraft, uns in die innere Emigration zurückziehen zu können.

Ich erlebte den Kurfürstendamm noch mit dem Fluidum der untergegangenen "Goldenen Zwanziger Jahren". Der Geruch von Asphalt, Benzin und Parfüm und Zigaretten war ebenso erregend für mich wie der Anblick der eleganten Frauen, der Dandys und die von ihnen vollbesetzten Strassencafés, an denen man von ihren Augen begleitet vorüberschlenderte. Auch die viel ältere Geliebte meines Freundes, eine Schauspielerin mit schwarzem Bubikopf, gehörte zu dieser faszinierenden Welt, die mir bisher nur durch Modehefte bekannt war.

Zurück zum Jahre 1938.

Obgleich extrem zum Buchhandel in Hamburg, hatte auch der Buchhandel bei Hugo Rother seine Reize. Man erzog mich in der Kunst der Überredung. Ausser der festen Stammkundschaft der Pastoren hatten wir auch eine buntgewürfelte Laufkundschaft, was oft recht amüsant sein konnte. Und wenn ich in Hamburg gelernt hatte, jedem Kunden bereits beim Eintreten in den Laden ansehen zu können, welches Buch seinen Ansprüchen entsprechen würde, um ihn mit Ungeeignetem nicht unnötig zu behelligen, wurde bei Hugo Rother geradezu von uns erwartet, zuerst an die geschäftliche Seite zu denken und mit viel Geschick möglichst viele Kunden zu einem kostspieligen Einkauf zu verleiten, an den sie nicht im Entferntesten gedacht hatten, mit dem sie jedoch beglückt von dannen gingen.

Während der Vorweihnachtszeit ab Mitte November hatte ich oft fünf Kunden auf einmal zu bedienen, mit stets gleichbleibender Geduld und Liebenswürdigkeit. Meistens beendeten wir unsere Arbeit erst um Mitternacht, aber das machte in Gemeinschaft mit allen Mitarbeitern viel Spass und wir hatten dabei nie das Gefühl, ausgenutzt zu werden, denn wir lernten ja täglich dazu. In der Mittagspause gingen wir zum Essen zu Aschinger am Alexanderplatz und assen uns neben einer Kleinigkeit aus dem Automaten an den kostenlosen Brötchen satt. Bei schönem Wetter spazierten wir anschliessend durch den Tiergarten und bei schlechtem Wetter probierten wir im Kaufhaus Wertheimer zum Zeitvertreib Kleider und Hüte an ohne zu kaufen.

Abends ging ich in der Klosterstrasse in ein grosses Gebäude mit unzähligen Ateliers, wo eine Bildhauerin uns in KDF-Kursen (Kraft durch Freude) modellieren und zeichnen liess.

Meine erste Plastik war eine Kopie des Kopfes des griechischen „Sonnenanbeters“. Ich war dabei in meinem Element und von da an fühlte ich mich im Buchhandel am falschen Ort und zählte die Tage bis zur Beendigung meiner Ausbildung.

Eines Nachts zertrümmerten Hitlers wildgewordenen Horden in Berlin die Schaufenster sämtlicher jüdischer Ladenbesitzer und ich geriet in Panik der bei der Vorstellung, dies könne der Anfang sein von weiteren bestialischen Aktionen des blinden Hasses gegen Juden und Andersdenkende.

Victor wollte Kunstgeschichte studieren, entschloss sich jedoch, vorerst die Offizierslaufbahn einzuschlagen und trat in Potsdam in das Artillerieregiment seines Vaters ein. Ich war darüber enttäuscht, denn damit entfernte er sich von der Welt, die uns schon so lange miteinander verband.

Berlin, erstes Studium

Mein Wunsch, Bildhauerei zu studieren wurde immer stärker. Ich habe meinem geliebten Bruder zu verdanken, dass meine Eltern sich durch sein Zureden bereit erklärten, mich nach zweijähriger Ausbildung vom Buchhandel zu befreien. Er glaubte fest an meine Begabung. Meine Mutter sprach daraufhin mit dem Direktor der Berliner Hochschule für Bildende Künste. Er riet dringend davon ab, eine Frau den schweren Beruf der Bildhauerei erlernen zu lassen. So beschlossen wir, dass ich die „Kunstschule des Westens“ am Savignyplatz, geleitet von Emmy Stalmann (1888-1959 ?), besuchen sollte, um dort erst einmal die verschiedenen Möglichkeiten der künstlerischen Betätigungen kennenzulernen. Es gab Unterricht in Ölmalerei, Aquarell, Aktzeichnen, Schrift, Modezeichnen und Illustration.

Als ich mich beim Arbeitsamt vom Buchhandel abmeldete, verlangte man, dass ich vor Beginn des Studiums mein einjähriges Pflichtjahr in einem kinderreichen Haushalt abzuleisten hätte. Ich wünschte mir in dieser unausweichlichen Situation dass ich dabei in einem Künstlerhaushalt arbeiten könne. Man gab meiner Mutter und mir Adressen von Künstlerfamilien, aber wir kamen dabei von einer Bohèmewirtschaft in die andere und lehnten alle ab. Schliesslich bot sich Prof. Gerhard Marcks durch Vermittlung eines Onkels an mich als Pflichtjahrmädchen zu nehmen. Das wiederum scheiterte an seinem kinderlosen Haushalt. Wir steckten letzten Endes den Kopf in den Sand in dieser Angelegenheit und man vergass mich.

Ich begann mein Studium bei Emmy Stalmann. Im höchsten Stockwerk mit Blick in den Himmel Berlins hatten wir unsere verschiedenen Klassen. Ich versuchte mich in allen Sparten, es ging recht gut voran. Als ich Porträt zeichnete, meinte mein Lehrer, ich zeichne wie ein Bildhauer mit stark ausgeprägten plastischen hell-dunkel Partien. Es war die Bestätigung meines tiefsten Wunsches.

Wir waren eine amüsante Schülerschar, voll Diskussionslust und gegenseitiger Kritik, die anstachelte. Jeder wollte mit Eifer das Beste aus sich rausholen. Am schwersten war das Aktzeichnen, wenn die Stellung über Tage die gleiche blieb. Wir begeisterten uns für Jazz, den die Machthaber ablehnten, wir bevorzugten Armstrong, französische Filme und amerikanische Musicals. Wir gingen zusammen in kleine Filmstudios, wo gute alte Stummfilme gezeigt wurden. Abend bummelten wir in kleine Bars, wo wir manchmal wegen unseres neumodischen Swingtanzens vor die Tür gesetzt wurden, und man traf sich im Künstlerlokal „Insel“.

Da wir nur am Vormittag Unterricht hatten, schlenderten wir nachmittags über den Ku'damm und Tauentzienstrasse entlang – hin und her. Wir spielten die unbekümmerte Jugend und ignorierten die „Braunen“, ohne einander zu gestehen, wie sehr sie uns zuwider waren.

Wir hatten Angst vor der Zukunft.

Faschingsfeste am Nollendorfplatz waren uns von der Schule aus verboten wegen ihres schlechten Rufs, doch deshalb reizten sie besonders zum Mitmachen. Unsere Lehrer erschienen zur Kontrolle und waren so klug, den Spass mitzuspielen. Tatsächlich ging es dort unterweltlerisch zu mit Dieben, Zuhältern und leichten Mädchen, uns aber faszinierten diese Typen, die wir ja sonst nicht aus der Nähe erleben konnten.

An schönen Tagen fuhren wir in den Grunewald zum Wandern und anschliessend feierten wir zuhause kleine improvisierte Feste. Meine Eltern waren sehr verständnisvoll und grosszügig, deshalb vermied ich alles, was sie hätte beunruhigen können. Ich hatte volle Freiheit und kannte doch meine Grenzen. Ich durfte meine Jugend geniessen mit meinen Freunden einerseits – und in der Welt meiner Eltern andererseits, denn da gab es im Winter viele grosse Bälle. Die Damen in schönen langen Kleidern, die Herren im Frack oder eleganten Uniformen. Es war der letzte Glanz einer untergehenden Epoche preussischer Prägung. Viel Adel aus dem Brandenburgischen, Schlesischen und Pommerschen kam nach Berlin, um diese herrlichen Bälle mitzumachen. Ich gestehe, dass ich damals grossen Gefallen daran fand.

Mein Vater wurde nach Hannover versetzt – ich wollte in Berlin bleiben und bezog mein zweites möbliertes Zimmer bei einer ungarischen Gräfin in der Neuen Winterfeldtstrasse nahe dem Victoria-Louise-Platz. Es war ein bescheidenes Zimmer, zwar geräumig und recht ordentlich eingerichtet, aber das einzige Fenster führte zum Lichtschacht des grossen Mietshauses und spendete ausser dämmrigem Licht alle Geräusche aus sämtlichen Badezimmern. Doch mich störte es nicht, ich war ja ohnehin nur nachts in dem Zimmer.

Dann eines Morgens klopfte die korpulente Gräfin zaghaft an meine Tür. Ich öffnete und sie sagte mit schreckgeweiteten Augen und rollendem R die furchtbaren Worte „Es ist Krieg! Mein Kind, wissen Sie, was das bedeutet?“ Ich erstarrte. Victor rief mich kurz danach an. Er bat mich, sofort nach Potsdam zu kommen, er sei im Aufbruch.

Ganz Potsdam war ein riesiges Heerlager, die Stadt war ein Bild der Hast und Unruhe zwischen den ehrwürdigen alten Gebäuden, Zeugen grosser preussischer Vergangenheit. Victor liess mich lange in einem Café auf ihn warten, mir war, als träumte ich einen furchtbaren Traum. Dann der Abschied, die Welt der Männer wurde eine andere, fremde, Angst und Grauen einflössende. Sie sahen nicht unglücklich aus, aber so verloren und ausgeliefert.

Wir mussten an Abendkursen teilnehmen, die uns einführten in die Situation eines Gasangriffs, jeder erhielt eine Gasmasken. Diese begleitete uns – verborgen in einer Einkaufstasche – die erste Zeit nach Ausbruch des Krieges. Wir waren auf das Schlimmste gefasst. Die Warnungs- und Entwarnungssirenen heulten markdurchdringend und sollten uns nun für die nächsten sechs Jahre zu Besuch war.

Als ich in meinem Zimmer eine tote Wanze fand, zog ich in die nahegelegene Luitpoldstrasse in die Wohnung Vectors und seiner Mutter, die zu Besuch in Wiesbaden

war. Diese Wohnung hatte mich bereits bei meinem ersten Besuch in Berlin bezaubert. Die vorwiegend antiken Möbel, die mit altem kostbaren Porzellan und Silber angefüllten Vitrinen, die Ahnenbilder wurden wurden der Rahmen für das Glück meiner ersten Liebe. Hier fühlte ich mich in der ersten Zeit des grossen Schreckens geborgen, hier war mir Victor noch ganz nah.

Doch auch das hielt nicht an. Der Zeitpunkt war gekommen meinen Eltern zu schreiben, dass ich liebend gerne zu ihnen nach Hannover kommen würde, wenn ich dort weiter studieren könne. Die Freude meiner Familie war gross, und sie gewährten mir das Studium der Bildhauerei bei dem damals bekannten Bildhauer Prof. August Waterbeck (1875-1947) in der Körnerstrasse in Hannover.

Hannover

Bei meinen Eltern in der Bödekerstrasse nächst der Eilenriede, begann sich nun mein seit langem ersehnter Wunsch zu erfüllen, die Bildhauerei zu meinem Lebensinhalt zu machen. Wir wohnten im dritten Stock eines alten Hauses, hatten sieben zum Teil sehr grosse Zimmer mit hohen Kachelöfen. Noch nie zuvor hatten wir so schön gewohnt mit all den Möbeln, die meine Mutter zur Aussteuer hatte anfertigen lassen nach Entwürfen von Prof. Troost. Diese Wohnung mit zwei grossen Balkonen zur Strasse und zu den rückwärtigen Gärten hatte eine besondere Atmosphäre, die ihr meine Mutter mit viel künstlerischem Sinn zu geben verstand.

Mein Eintritt in die Bildhauerei entbehrte nicht der Komik. Ich hatte klopfenden Herzens an der Ateliertür des Meisters geläutet. Er selbst öffnete, stand gross und breit vor mir in weissem Arbeitskittel und mit einem grünen Wollmützchen auf der Glatze. Kaum hatte er mir die Hand zur Begrüssung gereicht und mich ins Atelier gehen lassen, als er mich fragte:

„Sind Sie trinkfest? Wenn nicht, dann muss das zuerst erreicht werden, damit wir gut miteinander arbeiten können.“ Dann ging er vor mir eine Treppe hinauf in einen gemütlichen Wohnraum, von wo aus man hinunter ins Atelier schauen konnte. Ich musste mich setzen, dann holte er eine Flasche Weisswein hervor, schenkte uns ein und stiess mit mir an auf eine gute Zusammenarbeit. Er leerte rasch nacheinander drei Gläser. Ich musste mithalten und als ich danach leicht beschwipst war, schickte er mich zum Ausschlafen erstmal wieder nach Hause.

„Kommen Sie heute Nachmittag wieder. Sie werden das Trinken schon lernen, damit sie trotz des bischen Alkohols nicht das Arbeiten vernachlässigen, denn ich brauche hier Gesellschaft beim Arbeiten und Trinken.“ Meine Eltern waren nicht wenig erstaunt über diese erste Lehrstunde.

Das Atelier erreicht man über eine hohe Aussentreppe, der Raum war gross und hell und hatte ein riesiges Dach- und Seitenfenster, deren Lichteinfall zu regulieren war. Überall standen Gipsplastiken, Entwürfe zum Teil für grosse Arbeiten, die in der Stadt und in der Eilenriede in Bronze Aufstellung gefunden hatten: Hirsche, Kriegerdenkmäler, Grabfiguren, auch viele Bildnisbüsten, die in Jahrzehnten geschaffen worden waren. Er war in Hannover der bekannteste Bildhauer seiner Generation.

Meine Arbeit begann damit, dass ich ein lebensgrosses Portrait in doppelter Grösse abmodellieren musste, um daran erst einmal die Dreidimensionalität des Kopfes wie zu

erfahren wie ein Ei. Die zweite Aufgabe war, dass ich ein lebensgrosses Portrait der Tänzerin Tatjana Barbakoff in ein Relief übertrug. Ich lernte das Holzschnitzen und Steinhauen, das Gipsgiessen von Figuren und Portraits. Mit ihm nahm ich auch eine Totenmaske ab.

Eines Tages bekam er den ehrenvollen Auftrag, eine ca. 60 cm hohe Hitlerbüste in Bronze für die Technische Hochschule zu schaffen. Ich musste das Gerüst in Eisen dafür bauen und die Büste so weit in Ton vorbereiten, bis er mit der wesentlichen Gestaltung fortsetzen konnte. „Ich möchte ihn durchgeistigt darstellen,“ sagte er, „sonst macht mir die Sache keinen Spass.“ Ich musste also von vornherein die Formen wie bei El Greco strecken. Als er zufrieden mit meiner Vorarbeit war, nahm er sich einen besonders guten Wein aus dem Keller, stellte Flasche und Glas neben sich und begann – Schluck für Schluck trinkend – im Walzerschritt um den Kopf herumzutanzten, dabei kleine Tonkügelchen hier und da in schneller Folge dem Portrait zuzufügen. Sehr bald hatte er eine Hitlerbüste geschaffen, die unter den Professoren der Technischen Hochschule begeisterte Anerkennung fand. Wenn schon, dann nur so.

Zwei französische Kriegsgefangene hatten Reparaturarbeiten an den Fenstern zu machen, und trotz des strengen Verbots beschenkte er sie reichlich mit Zigaretten und setzte ihnen dicke Wurst- und Käsebröte vor, während er sich von ihnen auf Französisch aus ihrer Heimat erzählen liess. Ich sah zum ersten Mal Kriegsgefangene und freute mich mit ihnen, dass sie dem Schlimmsten entronnen waren.

Seine Freunde waren Prof. Hellingrath von der Technischen Hochschule und alte Maler der „Neuen Sachlichkeit“, mit denen er gegen Abend oft in seinem kleinen Oberstübchen zusammensass.

Mein Vater wurde nach Norwegen beordert und unser so glückliches Familienleben erlitt den ersten Einschnitt durch den Krieg. Die Fliegeralarme häuften sich. Einige Häuser in unserer Strasse hatten durch Brandbomben schon schwere Schäden bekommen.

Ich hatte einen kleinen Kreis von Freunden, mit denen ich mich im Café Kröpke traf. Darunter war auch Ernst Friedrich Brockmann. Da seine Mutter Jüdin war, wurde ihm das Architekturstudium an der Technischen Hochschule verboten. Weil er sehr begabt war, hatte ihm sein Prof. Fischer heimlich als Assistenten zu sich genommen. Nach dem Kriege bekam er grosse Aufträge der Stadt Hannover, unter anderem für die neuen Messehallen.

Hannover war eine gediegene bürgerliche Grossstadt mit vielen gepflegten Grünanlagen. Am Maschsee gab es ein schönes grosses Restaurant, das terrassenartig zum See hin angelegt war und wo in den Sommermonaten ein bewegtes, buntes Leben war. Die reich ausgestatteten Museen waren leider alle geschlossen und die kostbarsten Kunstwerke und andere wertvolle Gegenstände evakuiert.

Eines Tages gab mir Prof. Waterbeck das ca. 60 cm hohe Gipsmodell eines Muskelmannes. Ich sollte studienhalber jeden Muskel haargenau kopieren. Ich tat das ungerne. In dieser Zeit erhielt ich die Einladung eines Onkels zum Skifahren nach Tirol für die nächsten drei Wochen. Es konnte mir nicht gelegener kommen. Das war ein Grund, meinem Muskelmann zu entfliehen.

Die Reise wurde für mich zum grossen Wendepunkt. Auf der Durchreise in München war es geschehen, ich verliebte mich in diese Stadt und beschloss, mich um die Aufnahme zum Studium an der Akademie der bildenden Künste zu bewerben.

Zunächst lernte ich in Seefeld Skilaufen, was ich mit grossem Vergnügen übte, bis ich grössere Touren mitmachen konnte. Auf der Rückreise machte ich wieder Station in München und erkundigte mich nach den Aufnahmebedingungen. Sollte ich das nicht erreichen, würde ich mich nach einer anderen Kunstschule umsehen, nach München wollte ich um jeden Preis. Man verlangte von mir das Foto eines von mir modellierten Portraits und letzte Aktzeichnungen. Es musste Ende April eingereicht sein – wir hatten Anfang März 1940.

In Hannover begann ich sogleich das Portrait meines Bruders Huno, das ich später in Terrakotta abformen und brennen liess. Ausserdem begann ich wieder Akt zu zeichnen an der Technischen Hochschule, zusammen mit Architekturstudenten. Ich schickte rechtzeitig das geforderte Material nach München und bekam den Bescheid, ich sei zur einwöchigen Aufnahmeprüfung zugelassen.

Ich musste das Portrait eines alten Mannes nach der Natur modellieren und Aktzeichnen. Ich bestand die Prüfung! Es kam mir vor, als hätte ich den Gipfel des Mont Blanc erklommen, ich war nie mehr in meinem Leben so glücklich. Dennoch fiel mir der Abschied von meiner Mutter und Huno sehr schwer. In diesen Kriegstagen musste man immer umeinander bangen. Wir hingen mit grosser Liebe aneinander.

München

Ich bezog mein möbliertes Zimmer in der Victor-Scheffel-Strasse in Schwabing. Ein ehemaliger Schulfreund studierte Medizin in München, er kam kurz nach dem Einzug zur Victor-Scheffel-Strasse, um mich zu einem Bummel durch Schwabing abzuholen. Meine Wirtinnen, zwei alte Jungfern, traten nach kurzem Klopfen in mein Zimmer und sagten: „Ein Herr wünscht Sie zu sprechen, aber wir erlauben nicht, dass je ein Herr die Schwelle Ihres Zimmers überschreitet. Sie können ihn jetzt in unserem Beisein in unserem Wohnzimmer sprechen.“ Ich habe sogleich für den nächsten Ersten gekündigt. Schade, der Preis war günstig – 30 RM, und das Zimmer war sauber, hell und gemütlich. Mein nächstes möbliertes Zimmer war in der Türkenstrasse / Ecke Rambergstrasse mit Blick in den Akademiegarten. Es war ebenfalls sauber, hell und gemütlich, das Klima dort schien aber grosszügig zu sein.

Ich hatte mich für die Bildhauerklasse von Prof. Richard Knecht (1887-1966) angemeldet, dessen Maler Ligges-Bildnisbüste (Georg Ligges, 1886-1944) ich in einer Kunst- und Literaturzeitschrift gesehen und bewundert hatte. Der melancholische, sensible Ausdruck dieses männlichen Gesichtes wäre in der üblichen Nazikunst kaum dargestellt worden. Hier war ein Künstler, der es wagte, eigene Wege zu gehen.

Mit den besten Vorsätzen, mich mit Haut und Haaren der Kunst zu verschreiben, betrat ich das ehrfurchtgebietende Gebäude, dankbar und stolz, zu den Auserwählten zu gehören, die hier studieren durften. In den Kellerräumen befand sich die Verwaltung. Ich füllte die notwendigen Formulare aus, verpflichtete mich, alle Vorschriften zu respektieren, selbst für

den Pflichtsport trug ich mich ein ohne Abscheu gegen den Zwang zu empfinden.

Dann aber nahte das Verhängnis, die Pranke des braunen Tigers traf auch mich. Die Eintragung zum NS-Studentenbund wurde ebenso zur Pflicht. Wir waren die ersten Akademiestudenten, die dazu gezwungen wurden. Hätten wir uns geweigert, wären wir nicht zum Studium zugelassen worden. Nun hatten mich die Nazis trotz all meiner Schliche in den vergangenen Jahren doch noch in ihre Netze bekommen, ausgerechnet hier auf meinem „Mont Blanc“. Ich war sehr unglücklich darüber, was würden mir in Zukunft für Unannehmlichkeiten daraus entstehen? Die Akademie in München war dafür bekannt, nicht nationalsozialistisch gefärbt zu sein wie die Hochschule für bildende Künste in Berlin. Unsere Studenten waren reaktionär gesinnt, darin schienen sich alle einig zu sein.

Meine Bildhauerklasse lag im Souterrain, auf den Korridoren standen unzählige kopierte griechische Skulpturen. Schüchtern betrat ich unsere Arbeitsräume. Die Studenten waren bereits dabei, ihre grossen Gerüste aufzubauen. Unter den etwa 25 Studenten waren nur drei weibliche, darunter eine Nonne. Zwei Aktmodelle standen auf ihren Podesten. Wir begrüßten uns alle freundlich und dann zeigte man mir meinen Platz zwischen ihnen.

Die riesigen Fenster, die bis zur Decke reichten, gaben ein herrliches Licht, der Blick hinaus führte in den Akademiegarten. Professor Knecht trat herein, begrüßte jeden einzeln, wobei wir unsere Namen und die bisherige Ausbildung angaben. Auch er begann sein erstes Semester als Professor an der Akademie. Er war ein stämmiger, mittelgrosser Schwabe. Seine strahlende Liebenswürdigkeit und Wärme zog uns alle sogleich in ihren Bann. Er wurde uns zur Vaterfigur, der wir vertrauten.

Der Tagesablauf wurde mir wie folgt erklärt: Von acht Uhr bis mittags modellieren eines überlebensgrossen Aktes in Ton, von halb drei bis vier Uhr Portrait modellieren, wofür wir uns ein Modell am Montagmorgen vom Modellmarkt in der Akademie-Eingangshalle mieten mussten. Von fünf bis sieben Uhr war für alle Studenten der Akademie in einem grossen Saal Aktzeichnen unter der Leitung von Prof. Mayhofer.

Es gab zu der Zeit vier Bildhauerklassen:

Von Prof. Thorak, dessen Schüler zum grössten Teil auf Leitern stehend an riesigen Skulpturen arbeiteten;

Prof. Wackerle, dessen schöner Brunnen im Botanischen Garten hinter dem Justizgebäude stand;

Prof. Bleeker, der ein Schüler Prof. Hahns war, aus dessen Klasse viele hervorragende Bildhauer stammten. Prof. Bleeker schuf das Kriegerehrenmal des Ersten Weltkrieges nahe dem Hofgarten. Seine Portraits waren von feiner Innerlichkeit und plastischer Kraft;

Prof. Knecht, der ebenso durch fein durchgestaltete Skulpturen und ausdrucksvolle Portraits bekannt war. Die Professoren für Malerei und Grafik waren Prof. Schinnerer, Prof. Caspar, Prof. Ziegler, Prof. Mayrhofer, Prof. Gulbransson.

Prof. Knecht machte uns vorwiegend mit griechischer Plastik vertraut, er erklärte sie uns vor den grossen Kopien in Gips und anhand von Fotografien und Kunstbüchern. Niemals hat er die Kunstrichtung der Nazis vertreten, über das Haus der Deutschen Kunst sprachen wir nicht mit ihm. Seine dort ausgestellten Bildnisbüsten standen zwischen all dem leeren Pathos und Kitsch wie Zeugen einer geistigeren Vergangenheit. Er war ein sehr guter Pädagoge. Er kam ein- bis zweimal in der Woche in die Klasse, feuerte uns an. Zur grossen Korrektur zog er sein Jackett aus, der Schlips wurde gelöst, die Ärmel hochgekrempt und dann flogen die von ihm abgefetzten Tonstücke nur so durch den

Raum.

„Ihr müsst Euch die Formen des menschlichen Körpers ganz genau ansehen, Euch daran berauschen und dann arbeiten wie die Berserker. Jedes Gesicht besteht aus einem zusammenhängenden Netz von Linien ganz persönlicher Art, das müsst Ihr zunächst erkennen, ehe Ihr mit dem Modellieren beginnt. Augenbrauen, Nasenflügel, die Konturen des Mundes und die Falten ergeben im rhythmischen Zusammenhang eine Einheit.

Drei meiner Mitstudenten sah man jedes Jahr in der grossen Kunstausstellung im Haus der Kunst, vorwiegend mit Kleinplastiken, ausserdem stehen von ihnen Plastiken in Münchens Strassen: Ruth Speidel (* 1916), Marlene Neubauer-Wörner (* 1918 in Landshut) und Marianne Lüdicke (* 1919 in Frankfurt am Main). Weitere Mitstudenten der anderen Klassen waren Prof. Georg Brenninger (1909 - 1988), Walter Klose (1921 - 2003 in München), Otto Weber und Henry Meyer-Brockmann vom „Simplizissimus“.

Das Anschaffen der Handwerkzeuge waren feierliche und höchst wichtige Beschäftigungen, ebenso das sorgfältige zu bauende Gerüst brauchte ganze Konzentration. Das darauf folgende Modellieren in Ton auf das Gerüst musste mit der gleichen Sorgfalt und Ruhe ausgeführt werden, ehe man begann, die grossen Formen des Aktes aufzutragen. Wurde die erste Arbeit zu schnell und flüchtig gemacht, musste man damit rechnen, dass früher oder später Risse entstehen würden. Das konnte zur Folge haben, dass ganze Partien des Aktes noch nach Wochen mühsamer Arbeit herunterfielen. Eine weitere Überlegung erforderte das richtige Feuchthalten des Tonmodells. Die Tücher, mit denen man die Plastik über Nacht einwickelte, durften weder zu nass noch zu trocken sein. Zur Bildhauerei eignen sich eben am besten die Bedächtigen, die ein Kunstwerk wie ein solider Handwerker entstehen lassen.

Beim Aktzeichnen am späten Nachmittag lernten sich alle Studenten der Akademie untereinander kennen. Die Atmosphäre dort konnte beflügeln durch die Diskussionen und gegenseitigen Anregungen. Es wurde dort mit grossem Eifer gearbeitet. Wir hatten als Modelle oft sehr schöne jungen Mädchen aus Südfrankreich, wie Maillol - den wir sehr verehrten - sie bevorzugte.

Ich war glücklich und zufrieden mit meinem Studium. Soweit lief alles bestens.

Es kam der Tag, an dem wir uns zur ersten N.S. Studentenbundversammlung einfinden mussten. Ich setzte mich in die hinterste Reihe. Nach dem üblichen „Heil Hitler“ und Absingen von „S.A. marschier ...“ wurden wir Neuen begrüsst.

„Wir möchten von nun ab die Studenten der Universität und der Akademie voneinander trennen, dass die Akademie nicht mehr dem Studentenbund der Universität unterstellt sein wird, sondern ihre eigenen Vorstellungen von künstlerischen Einrichtungen innerhalb des allgemeinen Studentenbundes verwirklichen kann. Das kann sich auf Ausstellungen, Vorträge etc. beziehen. Dafür brauchen wir zunächst einmal einen Führer aus der Akademie. Wir haben dafür unsere Wahl getroffen – Anna X.“
Das war ich!

Ich musste in dem Augenblick meine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um ihnen nicht zu zeigen wie gross meine Abneigung gegen sie war und wie unmöglich für mich, diesen Posten zu übernehmen.

Ich erklärte ihnen während der darauf folgenden Besprechung im kleinen Kreise, dass ich durch den Buchhandel schon so viel Zeit verloren hätte, dass ich nicht auch noch Zeit für diese verantwortungsvolle Aufgabe erübrigen könne.

Man wollte mich damit locken, dass ich sogleich ein eigenes Meisteratelier bekommen würde und Studienreisen nach Paris und Italien. Ich lehnte weiterhin ab mit der Begründung, dass ich absolut keine Führungseigenschaften besäße. Das alles half jedoch nichts, sie bestanden darauf. Die Gaustudentenführerin bat mich zu sich und versuchte mich zu überreden. Ich entgegnete ihr, dass ich die meisten von ihnen als „entartet“ verurteilten Kunstwerke sehr schätzen würde und deshalb nur mit halbem Interesse meine Aufgabe erfüllen könne. Darauf erwiderte sie: „Das macht gar nichts in unserem Fall, im Gegenteil, umso eher wirst Du das Vertrauen der meisten Akademiestudenten gewinnen. Wir kennen die Situation hier.“

Kurze Zeit später musste ich zur Gaustudentenführung kommen. Dort entdeckte ich, dass der Gaustudentenführer B. aus meiner Heimatstadt stammte, wo mein Onkel Oberbürgermeister war (*Bruder der Mutter: Dr. jur. Heinrich Karl Paul Rabeling, 1933 – 1945 Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg*). Vielleicht vermutete er aus diesem Grunde auch bei mir Führungsfähigkeiten. Die Herkunft der anderen Studenten war ihm nicht so bekannt.

Ausserdem konnte nur unter den Neuen ein Führer ausgesucht werden, weil die älteren Semester als durchweg politisch uninteressiert, ja sogar als reaktionär bekannt waren, was erstaunlicherweise geduldet wurde.

Die Münchner Akademie war für Hitler tabu. Er hatte seiner besonderen Kunstliebe wegen gerade für die Münchner Akademie eine ungewöhnliche Nachsicht angeordnet. Dieser Tatsache verdankten wir, dass wir uns vieles erlauben konnten, was andernorts bestraft worden wäre.

Im Raum der Gaustudentenführung erwarteten mich mehrere Personen in brauner Uniform. Dann sagte der Gaustudentenführer zu mir: „Wir haben gehofft, dass Du Dich freiwillig bereiterklärst für Deine neue Aufgabe. Da Du immer noch zögerst, befehlen wir es Dir!“

Ich glaubte im Erdboden versinken zu müssen und vergass in meinem Zorn jede Vorsicht: „Es ist mir unmöglich, diesen Posten zu übernehmen, denn ich bin keine Nationalsozialistin!“

„Dann wirst Du es! Dafür haben wir unsere Schulungslager, wir werden Dich dorthin überweisen!“ Das war B's letztes Wort. Man liess mich gehen.

Ich besprach meine Situation mit meinen Freunden.

„Melde Dich zum Kriegsdienst“ riet man mir, „dann bist Du vor ihnen sicher.“

Wir überlegte, wo und für was ich mich melden sollte. Lazaretttätigkeit schien mir das Naheliegenste zu sein. Ich bat den Chefarzt Dr. Meyer der Münchner Lazarette um eine Unterredung. Er hatte sogleich eine Verwendung für mich. Er wollte mich für den therapeutischen Werkunterricht einsetzen und versprach mir, die Gaustudentenführung über meinen Kriegseinsatz in den Lazaretten zu unterrichten. Ich hörte dann auch nichts mehr von ihnen.

Studenten der Akademie der Angewandten Kunst lehrten mich die kunsthandwerkliche Bearbeitung von Leder, Messing, Kupfer und Holz. Ich wurde ausserdem von einem Arzt in die medizinisch-therapeutische Behandlung der Verwundeten eingeführt und abschliessend nach bestandener Prüfung bestätigte man mir die Befähigung, Lehrerin im Therapeutischen Werkunterricht zu werden.

Ich arbeitete von nun an neben dem Studium in vier Lazaretten mit je 30 bis 40 Verwundeten. Ich hatte das erforderliche Material zu besorgen und jeden Verwundeten seiner besonderen Situation entsprechend in seine Arbeit einzuführen.

Wir waren in jedem Lazarett mit drei bis vier Lehrerinnen tätig. Das Zusammensein mit den Verwundeten wurde für mich zu einer schweren seelischen Belastung. Die meisten von ihnen waren in der Blüte ihrer Jugend. Zum ersten Mal stand mir die Bestialität des Krieges deutlich vor Augen. Umso mehr sah ich meine künstlerische Tätigkeit als gerechtfertigt.

SCHWABING

1938 lernte ich in Berlin Aglaia Seidel kennen. Die Cousine Victors Irmela aus Wiesbaden führte mich zu ihr, als sie im Lettehaus kochen lernte. Sie waren zusammen in Wiesbaden zur Schule gegangen. Aglaia ist die Tochter des Schriftstellers Willy Seidel und Nichte Ina Seidels. Sie lebte nun in München und ich besuchte sie in ihrer Pension „Romana“ in der Akademiestrasse.

Ich überredete sie, auch in der Akademie Bildhauerei zu studieren, da sie bislang in einer privaten Kunstschule war. Bei ihrer nachträglichen Prüfung modellierte sie ein so gutes Portrait, dass sie in die Wackerle-Klasse aufgenommen werden konnte.

Wir waren im gleichen Alter und von gleicher Begeisterungsfähigkeit, für alle Gebiete der Kunst aufgeschlossen. Unsere romantischen Schwelgereien schufen eine Mauer um uns, die uns zeitweise die brutale Wirklichkeit vergessen lassen konnte. Alle Unternehmungen wurden gemeinsam erlebt – Theater, Konzerte, Wanderungen und Ausstellungen. Wir lernten zusammen Gedichte auswendig, konnten über die gleichen Dinge lachen. Wir hatten voreinander kein Geheimnis. So eine Freundin hatte ich noch nie zuvor gehabt – wir waren unzertrennlich.

Wir waren gleich gross, obwohl sie durch ihre knabenhaft schlanke Gestalt kleiner als ich wirkte. Unsere Haare fielen auf die Schultern, ihres kastanienbraun, meines aschblond. Wir trugen schwingende Faltenröcke, unsere hohen Absätze waren immer schiefgetreten durch unseren unbekümmerten Gang.

Aglaias Vater wurde im ersten Weltkrieg während einer Reise durch die USA in Ohio interniert und heiratete dort die Engländerin Sylvia M.G. Aglaia und ihr Bruder Gerhard wurden dort geboren. Kurz nach ihrer Rückkehr nach dem Kriegsende liessen sich ihre Eltern scheiden. Aglaia und ihr Bruder verbrachten dann die meiste Zeit ihrer Kindheit in Internaten. Beide Eltern heirateten wieder, der Vater in München, die Mutter in Wiesbaden. Als Aglaia achtzehn Jahre alt war, starben beide Eltern kurz nacheinander im selben Jahr. Als wir uns begegneten, war ihr Bruder bereits Soldat. Aglaia war von Geburt Amerikanerin, hatte es aber vorgezogen, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen,

um im Kriege für ihren Bruder erreichbar zu sein.

Es verging kaum ein Abend an dem wir nicht zusammen ausgingen. Was immer wir auch unternahmen, die letzten Stunden des Abends verbrachten wir in einem der Schwabinger Künstlerlokale. Da gab es z.B. den Buchhändler „Paul Steinicke“ in der Adalbertstrasse, Treffpunkt der Intellektuellen und Gleichgesinnten. Ich lernte dort den Verleger Herbert Kluger, den Musikinstrumente Sammler Neuner und den Antiquitätenhändler Brettscheider kennen. Jeder von ihnen erweiterte unsere Kenntnisse auf den Gebieten ihres Fachs. Hinter dem Vorhang einer alten Bühne konnten wir zu verbotenen Jazzplatten tanzen.

Die nächste Stätte des bevorzugten Aufenthalts war Prosels „Simpl“ in der Türkenstrasse. Wo einst Kathi Kobus und Ringelnatz ihre Gäste erfreuten, standen jetzt Endrikat, Klotz und Hillbrink auf der kleinen Bühne des Kabarettts. Ihre heiter-besinnlichen oder witzig-gepfefferten Gedichte waren ein Ausgleich für den bitter-ernsten Alltag der Zuhörer. Es war dort jeden Abend rammelvoll, man konnte dort bis in die Nacht sitzen, plaudern und trinken. Der Mittelpunkt aber dort war unsere Freundin Inge Scheck. Sie war ehemals eine hochbegabte Schülerin des Intendanten Otto Falkenberg an den Kammerspielen. Da Inge jedoch die Pünktlichkeit beizubringen war, musste sie die hoffnungsvolle Laufbahn als Schauspielerin aufgeben. Sie ging danach zum „Simpl“, wo sie ihre speziellen Talente voll entfalten konnte. Sie war eine rassige Frau mit stark slawischen Zügen, grossen schrägen Katzenaugen, einer Himmelfahrtsnase mit vibrierenden Flügeln, äusserst breiten Wangenknochen und mit einem kleinen sinnlichen Mund. Sie entsprach äusserlich dem Bild einer femme fatale. Meistens sass sie am Klavier und sang ihre melancholisch-frechen Lieder. Wir liebten sie, sie gehörte zu unserem Leben, sie war der kameradschaftlichste Mensch, den man sich denken konnte.

Ein anderer Treffpunkt war die „Osteria Italiana“ in der Ramberstrasse, dort traf man abends beim Essen viele Bekannte. Wollte man besonders fein essen, dann ging man in die Innenstadt zum „Preysing“, „Schwarzwälder“ oder „Kakadu“. Da uns das Tanzen verboten war, verbrachten wir mit Freunden dort den Abend bei Kerzenschein in eleganter Umgebung festlich und heiter. Es gab eine ganze Anzahl beliebter Schwabinger Lokale wie die „Brennessel“, die „Seerose“, den „Werneckhof“ und das „Café Benz“ und andere mehr. Viele davon sind zerborst.

In diesen Lokalen traf sich alt und jung, bekannte Künstler, Schauspieler, Literaten und all die vielen Anfänger, wie wir sie waren. Man sass buntgewürfelt an langen Tischen bei Bier und Wein. Wir Jungen lauschten hingegeben den Erzählungen der Älteren, über ihr Leben vor dem Krieg in Paris, Berlin und Italien, und was sie über die Kunst aller Zeiten dachten. Am folgenden Tag waren wir ann noch eifriger bei der Arbeit, stolz, zu diesem Kreis von Bohèmiens zu gehören.

Die dritte Freundin im Bunde war Hilda Schwarzhaupt, sie war Jüdin und gewesene Reimann-Schülerin aus Berlin. Ihre Familie war bereits nach Amerika emigriert, weil sie auf ein Wiedersehen mit einem deutschen Soldaten hoffte, hielt sie in München noch der Gefahr stand, die sie umgab. Agalia, Hilda und ich machten an Wochenenden herrliche Ausflüge zu den umliegenden Seen, nach Starnberg, an den Ammersee, an den Tegernsee. Zum Schwimmen, Sonnen und Flirten gingen wir gern ins Prinzregentenstadion nach Bogenhausen oder bei Regen ging es in den „Carlton Tearoom“ an der Brienner Strasse. Einen kleinen Spaziergang machten wir gerne zum Kleinhesselohsee, wo man im Freien Tee trinken konnte.

Wir liessen uns kein gutes Theater in den Kammerspielen oder im Residenztheater

entgehen, wir versäumten kein Konzert berühmter Pianisten, wir gingen in die Brunnenhofkonzerte in die Residenz, obwohl wir oft stundenlang für die Karten anstehen mussten. So vergingen die ersten Monate in München wie im Fluge - bis die Sommerferien begannen.

Wir hatten zwar oft Fliegeralarm, aber noch keine Bombenangriffe erlebt. Wir waren noch recht unbekümmert, allerdings doch auch immer in der Furcht, dass plötzlich alles anders werden könnte. Von Victor kamen Briefe in einer gewissen Regelmässigkeit. Er schrieb nie genau, wo er sich befand oder ob er in unmittelbarer Gefahr war. Einmal schrieb er, dass er seinen Kameraden den „Cornet“ von Rainer Maria Rilke vorgelesen hatte.

Die Geborgenheit, die wir für einige Monate im Zusammensein mit Gleichgesinnten innerhalb und ausserhalb der Akademie empfunden hatten, sollte nun für die Zeit der sogenannten Sommerferien unterbrochen werden. Meine Mitstudenten wurden zum Ernteeinsatz in Polen oder zur Fabrikarbeit verpflichtet. Ich bekam von der Stadt München ein kostenloses Zimmer im Botanischen Institut in Nymphenburg, um meine Arbeit in den Lazaretten auch während der Semesterferien fortzuführen. Mein Zimmer in der Türkenstrasse war mir gekündigt worden, weil ich meine jüdische Freundin für eine Nacht aufgenommen hatte. Ihre Zimmerwirtin hatte sie von einem Tag auf den anderen vor die Tür gesetzt, als sie erfuhr, dass Hilda nichtarisch war. Für den zweiten Semesterbeginn hatte ich bereits ein neues möbliertes Zimmer in der Prinzregentenstrasse angemietet. Mein Zimmer im Botanischen Garten bot mir die reinste Erholung inmitten schönster Gartenanlagen, umgeben von köstlicher Blütenpracht. Den mir zuletzt verbliebenen Ferienmonat verbrachte ich teils in Hannover, die übrigen 14 Tage aber reiste ich mit meiner Mutter und Huno nach Stolberg in den Harz und weiter nach Weimar. Es waren unvergessliche Tage!

Dann begann ich im Herbst das zweite Semester. Ich bezog mein neues Zimmer, es war in all den Jahren das einzige Mal, dass ich ausserhalb von Schwabing wohnte. Das Zimmer war mit Möbeln und Vorhängen im Bauhausstil eingerichtet und duftete nach Sauberkeit. Sonnendurchflutet und gepflegt war es der Inbegriff einer besonderen Wohnkultur. Gar bald wurde ich eines besseren belehrt - ich bekam Wanzenstiche. Das Personal empfahl mir, die empfindliche Wirtin nicht darüber aufzuklären. Sie bemühten sich vergebens, der Wanzen mit Insektenvertilgungsmitteln Herr zu werden. Als ich es schliesslich vorsichtig der Wirtin zu sagen wagte, antwortete sie mir mit strahlender Miene: „Dann sind Sie ja ein Medium für Wanzen. Meine anderen Mieter klagen gar nicht mehr darüber. So hat es der Kammerjäger ja leicht mit nur einem Zimmer.“

Der Herbst und Winter 1940/41 war wieder reich an Unternehmungen. Charlotte (Didi) Goltz (1913-2002), Bildhauerin und Tochter des bekannten Kunsthändlers Goltz, lebte zusammen mit ihrer Mutter in einer grossen Wohnung mit Atelier in der Leopoldstrasse. Sie war eine Freundin von Prof. Toni Stadler (1888-1982) und seiner Frau, Priska von Martin (1912-1982) und Prof. Hans Wimmer (1907-1992), alle drei bekannte Münchner Bildhauer. In ihrem Atelier veranstaltete sie hin und wieder ein kleines Fest, genannt „Sans soussi“. Dazu lud sie 15-20 Studenten verschiedener Nationalitäten ein unter der Bedingung, dass jeder Gast ein Volkslied oder Volkstanz seines Landes darbot. Im Dämmerlicht der Kerzen wurden wir dabei aus dem Alltag heraus in einen verzauberten Zustand versetzt. Besonders fremdartig klingt mir noch der exotische Gesang eines Chinesen mit sehr hoher Stimme im Ohr.

Didi selbst tanzte mit unendlicher Grazie und Hingabe einen indischen Tanz, ihre fast kindliche Gestalt schien zu schweben. Sie beherrschte die symbolischen

Handbewegungen meisterhaft, ein ehemaliger indischer Verlobter hatte es sie gelehrt. Mit ihrem schmalen, feinen Gesicht hätte sie selbst eine Inderin sein können, aber sie war blond und blauäugig. Als Zwölfjährige galt sie als Wunderkind, sie hatte überlebensgrosse Negerplastiken geschaffen, die damals in der grossen Kunsthandlung Bernheimer ausgestellt wurden. Nach dem Kriege verkaufte sie die Plastiken für Negerkirchen in den Vereinigten Staaten.

Gern auch gingen wir zu den Einladungen von Frau Martha Maria Düren, die Witwe eines Pianisten, sie war Jüdin. Sie hatte immer interessante Gäste. Wir fühlten uns wohl in der kultivierten Atmosphäre und fühlten uns bereichert durch die weltoffenen und klugen Gespräche. Frau Düren war uns eine mütterliche Freundin. Eines Tages rief sie uns an und sagte: „Meine lieben Kinder, ich bin in Gefahr. Bitte ruft nicht bei mir an, damit ihr nicht in Gefahr kommt durch mich.“ Wir sahen sie nicht wieder. Ihr Sohn hat uns nach dem Kriege über ihren Tod im KZ berichtet.

Die Ausstellungen im „Haus der Deutschen Kunst“ waren uns ein Greuel. Die bäuerlichen und bürgerlichen Familienbilder aus der Nachfolge der „Neuen Sachlichkeit“ waren von fader Starrheit, die nackten Mädchen des Herrn Ziegler wie farbige Aktfotos, die Plastiken von Thorak wie überdimensionale Marzipangebilde - ohne Monumentalität und Kraft. Arno Brekers pathetische Helden waren wie Reklame für's Bodybuilding.

Nach diesen Besichtigungen flüchteten wir ein paar Schritte weiter zur Kunsthandlung Gauss in die Königinstrasse. Sie war getarnt als Hausmeisterwohnung mit Spitzengardinen und Geranien vor den kleinen Souterrainfenstern. Wir konnten uns dort Aquarelle und Zeichnungen von Franz Marc, Gerhard Marcks und anderen Modernen anschauen und kaufen, dort gab es Tagebücher und Briefe von Emil Nolde, die Dramen von Ernst Barlach und eine grosse Auswahl verbotener Literatur und von jüdischen Schriftstellern.

Ich habe dort viel gekauft, wahre Schätze. Leider ist mir später im Krieg alles abhanden gekommen. Auch beim Kunsthändler Günther Franke konnten wir in den hinteren Räumen grosse Beckmann-Bilder und Plastiken von Barlach sehen. Wir hatten in der Akademie eine reiche Kunstbibliothek, die noch nicht von den Nazis gesiebt war. Ich habe mir oft Bücher, die offiziell unerwünscht waren, ausgeliehen und im Akadamiegarten in aller Ruhe studiert.

Wieder traf mich eine schmerzliche Nachricht. Mein Bruder, der nach seinem Abitur ganz in meiner Nähe Architektur in München studieren wollte, hatte sich unter dem Druck seiner Lehrer freiwillig für den Kriegsdienst gemeldet und wurde zur Ausbildung nach Brüssel verschickt. Er war erst 18 Jahre alt. Er bat mich, ihm Kunstblätter zu schicken, um damit die Wände seiner Behausung zu schmücken. Er liebte Musik, Kunst und Dichtung, es würde ihm schwer fallen, nun in einem rauhen Soldatenleben darauf verzichten zu müssen. Er schickte meinen Eltern und mir von seinem ersten Sold schöne Geschenke. Für mich hatte er zwei grosse Phaidon-Kunstabände von Maillol und Daumier ausgesucht, wundere Ausgaben von grossem Wert für mich. Meine Freunde beneideten mich darum.

Als die Weihnachtszeit nahte, beschlossen die Verwaltungen der Akademien der Angewandten und der Bildenden Künste, im Künstlerhaus am Lenbachplatz gemeinsam ein grosses Weihnachtsfest zu feiern. Ein Klassenkollege wollte dafür ein Theaterstück schreiben. Er und ich in den Hauptrollen, einige andere in den weiteren Rollen des kleinen Schwanks. Die Idee zum Stück war schnell geboren und es ging an die Ausführung. Da wir beide den Text schrieben, konnten wir ihn schnell auswendig lernen, während die

anderen damit hinterherhinkten.

Der grosse Abend begann im vollbesetzten Hause, unser Spiel war die erste Darbietung. Nachdem ich meinen Auftritt gut bestanden hatte, versagte der in seiner Rolle höchst wichtige St. Nikolaus völlig. Da er volltrunken mit schief sitzender Mitra die Bühne betrat, hatte schon so einen grossen Lacherfolg. Als er dann auch noch den ganzen Text durcheinanderbrachte und reinen Blödsinn erfand, mussten wir uns notgedrungen auf ihn einstellen und aus dem Stegreif weiterspielen. Das Stück wurde dadurch viel lustiger und ein voller Erfolg.

Einmal im Jahr wurde für alle Akademiestudenten ein Wettbewerb für Malerei und Plastik ausgeschrieben zu einem bestimmten Thema. Mit der Bezeichnung „Belobung“ wurden die besten Arbeiten ausgestellt, der Beste des Faches wurde mit einem Geldpreis von 300 RM ausgezeichnet. Die Professoren der Akademie bildeten die Jury. Im Wintersemester 1940/41 hiess das Thema „Flüchtlinge“. Auch ich beteiligte mich und modellierte in Ton eine Gruppe Menschen, die sich in einer geschlossenen Form aneinander klammerten, die einzelnen Figuren waren reliefartig voneinander abgegrenzt. Durch das Linienspiel der Konturen kam Bewegung in den sonst ruhigen, grossen Umriss. Leider wurde ich von Prof. Thorak als zu „Barlach-ähnlich“ abgelehnt. Tatsächlich war ich damals stark von Barlach beeinflusst, bis heute habe ich das Bestreben die geschlossene Kontur der Plastik zu bewahren. Was sich damals noch als bewegtes Linienspiel auf der Oberfläche darstellte, ist mittlerweile zu einem vom Kern der Plastik in den Raum dringende Kraft ausgereift.

Prof. Knecht war kinderlos, dafür hatte er für alle seine Schüler ein grosses väterliches Herz. Eines Tages machte er uns die Freude, uns alle zusammen zu Wein und Kegeln in die „Osteria Bavaria“ einzuladen. Den Höhepunkt des Semesters bildete das grosse Klassenfest in der geräumigen Villa unserer Mitstudentin Fräulein Adam, Prof. Knecht war der Gastgeber. Er bat uns festliche Kleider zu tragen. Ich erinnere mich deutlich an diese Nacht voller Glanz, Übermut und Freude, wir tanzten bis in den Morgen. So ein Fest hat dann nicht wieder stattfinden können, weil nach und nach die Studenten in den Krieg mussten, kaum einer ist wiedergekehrt.

Innerhalb der Klasse hatte ich einen besonders herzlichen Kontakt zu Christa Brunotte, Marianne Lüdicke (* 1919), Natalie Gräfin von Hatzfeld und Etti Joeris. Wir hatten zusammen schöne Abende mit klassischer Musik, mit dem Lesen von Gedichten. Wir betrachteten Kunstbücher und diskutierten darüber, dazu gab es erlesene Weine aus dem gräflichen Keller. Aglaia, Hilda und ich waren befreundet mit einem Kreis schwedischer Studenten. Sie waren heitere und natürliche Menschen, unkompliziert und unbekümmert - was den Alkohol betraf. In ihrer Gesellschaft konnte man die Last des Krieges vergessen. Freundschaften mit Studenten des östlichen Auslands waren nicht gerne gesehen. Die Akademieleitung machte uns durch Aushänge an den Akademiewänden darauf aufmerksam.

Von Victor bekam ich weiter regelmässig Post aus Frankreich, wo es ihm nicht schlecht zu gehen schien. Er war beglückt, mich bei meinem Kunststudium zu wissen und versprach mir, mich bei seinem nächsten Urlaub in München zu besuchen. Es wurde nur eine Stippvisite daraus, nach zwei Tagen fuhr er weiter zu seiner älteren Freundin, die in Schlesien verheiratet und Herrin eines Schlosses war. Da meine Eifersucht im Laufe der Jahre das erträgliche Mass überschritten hatte, fasste ich unter Qualen den Entschluss, mich von ihm zu trennen. Er verstand meinen Wunsch frei zu sein, und wir schrieben uns

nicht mehr.
Es nahte das Semesterende.

Ich war des vielen Treibens in München ein wenig müde und es reifte in mir der Entschluss, ein Semester auszusetzen und in Hannover bei Prof. Waterbeck weiterzuarbeiten. Auch hatte ich das Bedürfnis bei meiner Mutter zu sein, die sehr einsam war seitdem mein Bruder eingezogen worden war. Ich modellierte das Portrait meiner Mutter und kam gut voran in der weiteren, rein handwerklichen Ausbildung. Im Gegensatz zu München, wo wir bisher noch keinen Bombenangriff erlebt hatten, war Hannover täglich in Gefahr. Wir mussten ständig in den Keller.

In diesem Sommer fuhr Hilda mit dem letzten Auswandererschiff zu ihrer Mutter und ihrem Bruder nach Amerika. Die Zeit mit meiner Mutter war schön und harmonisch, wir waren sehr glücklich miteinander und machten uns das Leben so angenehm wie möglich. All unsere Sorge galt aber unseren beiden Lieben in Norwegen und Brüssel. Ihre regelmässige Post war unser einziger Kontakt. Für 14 Tage Erholung am Meer in Hiddensee holte mich Aglaia in Hannover ab. Wir wohnten in Klosters, wo wir viele prominente Leute aus allen Bereichen der Kunst sahen. Trotzdem war der Ort einfach und still geblieben. Die Reise unterbrachen wir in Schwerin für einen Besuch bei meiner Grossmutter, die in Wiesbaden, wie sich herausstellte, Aglaias Mutter als Kind kannte.

Der Sommer war strahlend und die Nächte blieben warm. Ich schlief einmal nachts auf unserem gartenseitigen Balkon. Durch laute Stimmen aus einem Radio in der Nachbarschaft erwachte ich und erfuhr so die bestürzende Nachricht vom Einmarsch in Russland.

Aus den Briefen Hunos spürten wir mehr und mehr ein Weh und Sehnsucht nach uns. Sie hatten Brüssel bereits verlassen, wir wussten nicht, wo er sich befand. Einmal hatte er von einem Mädchen aus Ostfriesland ein Päckchen mit selbst gebackenem Kuchen bekommen, „Für den Jüngsten der Kompagnie“.

Am 24. Mai 1941 schrieb mein Bruder: „Gestern und am heutigen Morgen war ich mit einem Arbeitskommando in die Gegend gefahren um Grassoden für den Platz vor unserer Unterkunft zu holen. Und dabei habe ich erkannt, dass dieses Land sehr reizende Gegenden hat. Wir fuhren erst durch einen schönen jungen Eichenwald und kamen dann in eine Talebene, durch die ein kleiner Fluss sich hinzog. Das Land war zumeist beackert und das erste Grün der Saaten brachte eine schöne Farbe. Auf den Grasflächen weideten kleine Schafherden mit noch kleineren Schäfern. Es waren schmutzig-weiße und dunkelbraune Schafe, so dass auch noch mehrere Farben entstanden. Auf verschiedenen Feldern waren weibliche Arbeitskräfte in ihren bunten Kleidern bei der Arbeit. Und in der Ferne sah man die teils mit Schnee bedeckten Gipfel des Gebirges. All dieses war umrahmt und durchzogen von wundervollen Wäldern.“

Eine Woche später, am 31. Mai, fuhr er fort: „Inzwischen ist es hier so heiss geworden, dass wir morgens sehr früh anfangen und mittags jetzt dienstlich zwei Stunden Bettruhe haben. Also legen wir uns mittags hin zum Schlafen, natürlich mit sehr bösen Gedanken. Um uns blüht es jetzt in den herrlichsten Farben und wir selbst sehen schon fast brauner aus als die Einwohner dieses Landes, die noch in ihrem dicken Zeug herumlaufen. In den Bäumen über mir ist augenblicklich ein tolles Vogelgezwitscher, ich weiss aber leider nicht, um was für ein Konzert es sich dabei handelt. Ich höre es aber trotzdem mit Hochgenuss, da es mich an gewisse Stunden meines früheren Lebens erinnert.“

Am 3. August 1941 schrieb er: „Bei uns geht das Leben so seinen Gang. Walzen, walzen und nochmal walzen. Anlässlich eines kleinen Gefechts wurde mein linker Daumen leicht beschädigt. Es ist aber nicht weiter schlimm. Ich laufe brav weiter mit, schleppe meinen Munitionskasten. Heute haben wir wieder einmal einen Ruhetag. Wir hatten eine gründliche Besichtigung auf Läuse. Ich konnte leider keine finden. Wir befinden uns hier mal wieder in einem ganz langweiligen Nest. Es gibt nichts ausser Bratkartoffeln. Dadurch lerne ich sie ja nun richtig braten. Und so wirst Du mir später einfach Kartoffeln und Fett in die Ecke stellen, vielleicht auch 2-3 Eier daneben legen und dann kannst Du mich ganz getrost alleine lassen, ich werde schon nicht verhungern. Wir hoffen ja ganz schwer, dass wir bald abgelöst werden. Es scheint aber ziemlich wenig Möglichkeit zu bestehen. Ziehen wir also weiter, bis wir an der Beringstrasse sind. Und dann noch weiter in die USA! Einmal müssen wir ja zu Hause ankommen. Gestern stand hier in der Nähe unseres Lagerplatzes ein rumänischer Militärfunkwagen. Dort verbrachte ich einige Stunden, unterhielt mich mit den Soldaten und hörte Musik, Beethoven, Mozart, Schubert und auch sogar etwas Tanzmusik aus Deutschland. Wir aber marschieren weiter und wünschen, dass wir uns bald im Schwarzen Meer baden können. Und dann glauben wir unsere Pflicht erfüllt zu haben. Nun wünsche ich Euch alles Gute. Und Grüsse sende ich an alle, die welche von mir haben wollen. Auf Wiedersehen, Euer Huno.“

Mein Vater befand sich inzwischen in Russland. Er war der Wirtschaftskommandeur der Krim und wohnte in Sewastopol. Auch seine Briefe enthielten die schönsten Landschaftsbeschreibungen, besonders die wechselnden Himmelsfärbungen und Wolkenbildungen. Vater und Bruder konnten in ihrer Gabe, Schönheit zu sehen, Trost finden für ihre ausweglose Lage.

Wir besitzen das in Öl gemalte Bildnis meines Urgrossonkels Ernst, wie er in biedermeierlicher Matrosenkleidung an einer Reling steht. Er war zwanzigjährig während der Überfahrt nach Amerika ertrunken. Seine Geschichte hatte mein Grossvater auf die Rückseite des Bildes geschrieben. Anfang September 1941 hatte ich einen Traum, in dem ich dieses Bild in Lebensgrösse vor mir sah, das Gesicht aber zeigte die Züge meines Bruders. Ich war entsetzt: „Das ist nicht Huno!“ Worauf eine Stimme widersprach: „Jetzt aber ist es Dein Bruder.“

Meiner Mutter sagte ich nichts von dem Traum. Ich war wie gelähmt, mochte nicht mehr essen, nicht mehr unter Leute gehen. Eine tiefe Traurigkeit beherrschte mich. Meine Mutter beobachtete meinen Zustand mit grosser Sorge. Sie meinte, ich sehnte mich nach München und sie bat Aglaia, mir in ihrer „Pension Romana“ ein Zimmer zu besorgen. Da gerade ein Zimmer frei geworden war, konnte ich sofort fahren. Meine Mutter packte meine Koffer und brachte mich zur Bahn. Ich war wie betäubt. Als sich der Zug mehr und mehr von ihr entfernte und sie mir nachwinkte, verwandelte sich ihr helles Sommerkleid in meinen Augen in die schwarze Farbe der Trauer.

Ein paar Tage später, als ich mich gerade in Aglalias Zimmer aufhielt, wurde sie zum Telefon gerufen. Ich ahnte, dass sie mir gleich nur den Namen meines Bruders sagen würde. So war es, „Huno“ flüsterte sie, mich umarmend. Ein Teil meines Selbst war mit ihm für immer gestorben.

Ich fuhr sofort zurück nach Hannover, mein Vater war bereits da. Meine Mutter schloss sich für zwei Tage in ihr Zimmer ein. Als sie wieder zu uns kam, teilte sie uns einen Entschluss mit: „Ihr müsst mich gehen lassen, ich will wieder Rotkreuz-Schwester in Russland werden.“ Nachdem ihr erster Mann im ersten Weltkrieg gefallen war, war sie mit

23 Jahren als Schwester in Seuchenlazaretten tätig gewesen. Von der zuständigen Dienststelle bekam sie die Leitung eines Soldatenheims in Pljussa am Peipussee bei Leningrad übertragen.

Inzwischen hatten wir Nachricht erhalten über die letzten Tage meines Bruders. Er kämpfte am Dnjpr und war kurz zuvor von einem Leutnant im Wagen zur Front gebracht worden. Dieser schrieb uns, Huno hätte während der Fahrt viel von seiner Schwester erzählt. Sein Gesicht sei fein und blass gewesen, seine Augen auffallend schön. Er liegt begraben auf einem Soldatenfriedhof in Berislav.

(2001 wurde das Grab umgelegt auf den Friedhof Kruglowa bei Sewastopol, Block 3, Reihe 10, Grab 680)

- wird fortgesetzt -